

Jan Volmer
Taktvolle Nähe

Forum Psychosozial

Jan Volmer

Taktvolle Nähe

**Vom Finden des angemessenen Abstands
in pädagogischen Beziehungen**

Psychosozial-Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2019 Psychosozial-Verlag, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Paul Klee, *Die Erfindung*, 1934

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-2749-8 (Print)

ISBN 978-3-8379-7468-3 (E-Book-PDF)

Inhalt

1	Warum ein weiteres Buch über Beziehungsgestaltung?	9
2	Der rechtliche und ethische Rahmen der Beziehungsgestaltung	21
2.1	Rechte der Adressat*innen	26
2.2	Menschenrechts- oder Dienstleistungsorientierung?	34
2.3	Die Würde wahren	37
2.3.1	Würde als Erfahrung, wie man von anderen behandelt wird	39
2.3.2	Würde als eine Art, andere Menschen zu behandeln	42
2.3.3	Würde als Selbstachtung	44
2.3.4	Die Würde wahren – Ein Anwendungsbeispiel aus der Kinder- und Jugendhilfe	46
2.4	Der Entwicklungsprozess der Adressat*innen als Leitschnur für unser Beziehungshandeln	52
2.4.1	Erziehung zum Eigen- und Gemeinssinn statt zum Gehorsam	54
2.4.2	Die Anerkennung der Subjektqualität der Adressat*innen	56
2.5	Zusammenfassung	60

3	Nähe und Distanz regulieren	63
3.1	Sich jemandem nahe fühlen	65
3.1.1	Nahbarkeit der Pädagog*innen	66
3.1.2	Formen der Nähe	69
3.1.3	Wozu wird Nähe benötigt?	72
3.2	Wann ist das Einhalten von »Distanz« entwicklungsförderlich?	77
3.3	Allgemeine Überlegungen zum Begriffspaar Nähe/Distanz	79
3.3.1	Die Verschränkung der körperlichen und emotionalen Dimension	82
3.3.2	Die emotionale Beziehungsqualität	86
3.3.3	Die Atmosphäre von Nähe und Distanz	87
3.4	Das Kontinuum von Nähe und Distanz	88
3.5	Die Regulation von Nähe und Distanz in stationären Einrichtungen	100
3.5.1	Pädagogische Beziehungen sind gleichzeitig artifizuell und echt	103
3.5.2	Pädagogische Beziehungen sind endlich	105
3.5.3	Pädagogische Beziehungen sind hierarchisch	107
3.5.4	Zur Diskussion gestellt: War die Nähe zu verantworten?	114
3.6	Der Takt als Beziehungsregulator	119
3.6.1	Begriffliche Annäherung an den Takt	122
3.6.2	Die Bedeutung des Taktes in Pädagogik und Psychotherapie	125
3.6.3	Die Haltung eines Taktvollen	127
3.6.4	Der »modus operandi« des Taktvollen	133
3.6.5	Kann man taktvoll werden?	137
3.6.6	Der Takt in taktlosen Situationen	139
3.6.7	Die Sphäre, die der Takt erzeugt	142
3.6.8	Zusammenfassung	144

4	Persönliche Grenzen	147
4.1	Der Verlauf persönlicher Grenzen	150
4.2	Grenzüberschreitungen und Grenzverletzungen	160
4.3	Die pädagogische Arbeit mit und an persönlichen Grenzen	172
4.3.1	Begegnungsmomente finden an Grenzen statt	180
4.3.2	Die berührte und veränderte Grenze	183
4.3.3	Zusammenfassung	184
4.4	Gedanken zum pädagogischen Umgang mit Grenzüberschreitungen	187
4.4.1	Die Reparatur von Grenzen	192
4.4.2	Intrapersonelle Grenzen	195
4.5	Die taktvolle Beschäftigung mit persönlichen Grenzen	200
5	Berührungen in pädagogischen Beziehungen	203
5.1	Zur Stimmigkeit von Berührungen	205
5.2	Die Notwendigkeit korrigierender Erfahrungen	211
5.2.1	Die Veränderung von Repräsentanzen	212
5.2.2	Die Waage in Balance bringen	214
5.2.3	Wie sind korrigierende Erfahrungen beschaffen?	215
5.2.4	Korrigierende emotionale Berührungen	219
5.2.5	Korrigierende körperliche Berührungen	224
5.3	Rahmung und Merkmale gelungener Berührungen	230
5.4	Taktvoller Körperkontakt	239
6	Was dem Herstellen einer taktvollen Nähe im Weg stehen kann	243
6.1	Erschwernisse, die mit den Adressat*innen zu tun haben	244
6.1.1	Angst vor Nähe	246
6.1.2	Wahlloses Beziehungsverhalten	247

6.1.3	Machtausübung	248
6.1.4	Parentifizierung	249
6.1.5	Sexualisierung	250
6.1.6	Täuschung	251
6.1.7	Regression	253
6.1.8	Fazit	253
6.2	Erschwernisse, die mit den Pädagog*innen zu tun haben	254
6.2.1	Mangel an Wissen	255
6.2.2	Mangel an Demut	257
6.2.3	Mangel an Selbstfürsorge	258
6.2.4	Überidentifikation	259
6.2.5	Leugnung eigener Vulnerabilitäten	262
6.2.6	Voyeurismus	265
6.2.7	Fazit	266
6.3	Erschwernisse, die mit der Einrichtung zu tun haben	267
6.3.1	Betriebsblindheit	268
6.3.2	Permissive Atmosphäre	272
6.3.3	Mangel an Reflexionsräumen	275
6.3.4	Fazit	276
6.4	Zusammenfassung	276
7	Schlusswort	277
	Literatur	279

1 Warum ein weiteres Buch über Beziehungsgestaltung?

Gelingende Beziehungen sind eine Quelle der Freude, misslingende hingegen verursachen Frustration und Leid. Das gilt in privaten wie in professionellen Beziehungen und in beiden Fällen lohnt deshalb das Nachdenken darüber, wie sich Menschen so begegnen können, dass es beiden Interaktionspartnern im Kontakt miteinander gut geht. Im pädagogischen Kontext herrscht diesbezüglich gegenwärtig eine große Verunsicherung, die um die Frage des angemessenen Abstands in der Beziehung zwischen dem Pädagogen und dem Adressaten kreist: Wie sind Nähe und Distanz angemessen zu regulieren? Dass Pädagog*innen das Thema unter den Nägeln brennt, konnte ich vor einiger Zeit als Tagungsteilnehmer in einem Workshop beobachten: Es gab rege, teilweise regelrecht erhitzte Diskussionen, welcher Abstand denn nun der richtige und wie dieser zu ermitteln sei. Genau genommen wurde aber nicht so sehr darüber gesprochen, wie Nähe und Distanz gut ausbalanciert werden und welche Kriterien dabei angelegt werden könnten, sondern vielmehr darüber, was an Nähe überhaupt noch *erlaubt* sei. Die derzeitige Verunsicherung der Pädagog*innen bringt das Bedürfnis nach klarer Orientierung hervor: Im Workshop fand dieser Wunsch Ausdruck in anekdotischen Schilderungen von pädagogischen Interaktionen mit der Bitte um Rückmeldung des Kursleiters, »ob das jetzt zu nahe war oder nicht«. Steht die Nähe in pädagogischen Beziehungen heutzutage unter Generalverdacht?

Ein junger Mann, vielleicht 28 Jahre alt, beschrieb, wie er einer 15-jährigen Jugendlichen seiner Wohngruppe am Abend nach einem sehr krisenhaften Tag einen Tee kochte und ihr diesen ans Bett brachte. Er setzte sich

*in diesem Kontext auf die Kante ihres Bettes und führte zur Abrundung des Tages dort ein Gespräch mit ihr. Dieser Vorgang – das Setzen auf die Bettkante – wurde jedoch im Workshop vom Kursleiter mit Verweis auf die Intimsphäre problematisiert: In vielen pädagogischen Einrichtungen gebe es die Vorschrift, dass ein solches »Eindringen« in jene »Intimsphäre Bett« für die Mitarbeiter*innen verboten sei. Auch angesichts der oft missbräuchlichen Erfahrungen der Kinder und Jugendlichen mit körperlicher Nähe sei – so die Argumentation – hier zwingend Distanz zu wahren. Der Teilnehmer war nun unsicher, ob sein Handeln rückblickend betrachtet vielleicht falsch oder unredlich gewesen sein könnte. Der Einwurf einer anderen Teilnehmerin des Workshops, mit solchen Dienstanweisungen würde doch eine Chance für die Adressatin verpasst werden, auch mal eine positive Nähe zu erfahren, wurde vom Kursleiter mit dem Hinweis zurückgewiesen, dass es dafür sicher auch andere Möglichkeiten gebe. Als Beispiel führte er an, dass Kinder durchaus auch mal »auf den Schoß« genommen werden dürften.*

Letzteres wirft die Frage auf, ob das Sitzen auf dem Schoß nicht möglicherweise ein intimerer Vorgang ist als das Sitzen auf der Bettkante. Wodurch ist das eine als angemessene Nähe legitimiert und das andere als Grenzüberschreitung zu geißeln?

Bereits bei dieser kurzen Einführung offenbart sich die Komplexität der Thematik. Definiert sich die Angemessenheit von Nähe und Distanz denn allein durch die bloße Handlung? Können und sollen die Beziehungsqualität der Interagierenden und ihre jeweilige Motivation für das Beziehungshandeln gänzlich außer Acht gelassen werden? Nichts in der Schilderung des jungen teekochenden Kollegen »roch« nach grenzüberschreitendem Verhalten, sein Vorgehen wirkte ganz und gar »stimmig« – und dennoch stand er in dem Workshop unter einem hohen Rechtfertigungsdruck. Kann sich ein Mensch nicht mehr liebevoll um einen notleidenden Mitmenschen kümmern, ohne dass die Alarmglocken der Nähe- und Distanz-Wächter läuten? Diskussionen wie diese tragen leider mehr zu einer weiteren Verunsicherung als zu einer erhöhten Sensibilität der Pädagog*innen bei.

Hintergründe und Gefahren der derzeitigen Verunsicherung

Natürlich steht die aktuelle Debatte im Zusammenhang mit den abscheulichen Missbrauchsskandalen in pädagogischen Einrichtungen, die seit 2010 nach und nach aufgedeckt wurden: Skrupellos wurden in Institutionen jahrzehntelang Abhängigkeitsverhältnisse zur sexuellen Befriedigung der Mitarbeiter*innen ausgenutzt. Um aus den schlimmen Fehlern der Vergan-

genheit zu lernen und einer Wiederholung solcher Verbrechen vorzubeugen, wurden und werden von den pädagogischen Einrichtungen allerhand Maßnahmen ergriffen – was richtig und notwendig ist. Eine davon besteht aber darin, körperliche Nähe *grundsätzlich* zu problematisieren. Mit dem Versagen von Nähe jedoch droht uns Gefahr aus anderer Richtung. Thiersch fasst das Spannungsfeld folgendermaßen zusammen:

»Wenn im pädagogischen Verhältnis die Spannung von Nähe und Distanz aufgehoben wird, kann die Verabsolutierung von Nähe in Verführung, Vertrauensmissbrauch, Nötigung, Verletzung des pädagogischen Inzestverbots und sexuelle Gewalt umschlagen und damit die Heranwachsenden in ihrer Entwicklung ruinieren. [...] Festzuhalten ist aber auch, dass die umgekehrte Auflösung des Spannungsverhältnisses zugunsten von Distanz zu Verhärtung der formalen Rollen und zu Gleichgültigkeit und damit zu Unterdrückungs- und Gewaltverhältnissen führen kann« (Thiersch, 2012, S. 38).

Tatsächlich erleben viele Pädagog*innen – insbesondere Männer –, die in pädagogischen Berufen arbeiten, derzeit eine große innere Unfreiheit in der Ausgestaltung ihrer professionellen Beziehungen. Sie werden vor dem Hintergrund der empörenden Geschehnisse – verständlicherweise – mitunter sehr argwöhnisch beäugt und fühlen sich dadurch als potenzielle Täter vorverurteilt. Da verwundert es nicht, dass viele dazu tendieren, das Spannungsverhältnis zugunsten der Distanz aufzulösen: Lieber unterdrücken sie einen trostspendenden oder liebevollen Impuls, als sich durch ein entsprechendes Handeln angreifbar zu machen. Besteht so aber womöglich die Gefahr, dass in pädagogischen Einrichtungen nach und nach die Mitmenschlichkeit verloren geht, weil alle panisch darauf bedacht sind, sich nicht dem Verdacht einer grenzüberschreitenden Handlung auszusetzen? Abrahamczik und Kollegen (2013) haben im Rahmen eines Expertenhearings Pädagog*innen zum Thema Körperkontakt befragt und fanden ihren Verdacht bestätigt, dass die körperliche Nähe mehr und mehr aus dem pädagogischen Alltag verschwindet.

Bei allem Verständnis für das Bedürfnis von Einrichtungen und Mitarbeiter*innen, sich vor Anfeindungen und Unterstellungen zu schützen: Was wäre das Ausklammern von Nähe aus Sicht der Adressat*innen für eine verquere Logik? Da erlebt ein Kind traurigerweise in seinem Elternhaus einen gravierenden Mangel an Geborgenheit oder einen sexuellen Missbrauch, muss deswegen in einer Einrichtung aufwachsen und weil

es damit noch nicht genug gestraft ist, wird in der Einrichtung lieber viel Distanz eingehalten, weil sich die Pädagog*innen nicht falschen Verdächtigungen aussetzen wollen? Das kann bzw. das darf meines Erachtens nicht unsere Leitidee von pädagogischer Beziehungsgestaltung sein. Man macht sich dem Anderen gegenüber nicht nur dann schuldig, wenn man ihm immer wieder zu nahe kommt, sondern auch, wenn man ihm grundsätzlich zu fern bleibt.

Sicherlich ist es gut und notwendig, dass wir uns über die Regulation von Nähe und Distanz intensiv Gedanken machen und sich dadurch unsere Sensibilität erhöht: Denn das Thema ist wichtig und von immenser Komplexität. Zu dieser Komplexität gehört aber auch, nicht nur das gefährvolle, sondern auch das entwicklungsfördernde Potenzial von Nähe zu berücksichtigen. Diese Perspektive ist – so zumindest mein Eindruck – gegenüber der allgegenwärtigen Warnung vor grenzüberschreitendem Verhalten in den Einrichtungen deutlich unterrepräsentiert. Mit dem Buch möchte ich dieser Entwicklung entgegensteuern: Die Basis heilsamer pädagogischer Beziehungen ist meiner Meinung nach nicht die »professionelle Distanz«, sondern in erster Linie die professionell gestaltete Nähe.

Was ist »angemessen«?

Fraglos gibt es bereits viele differenzierte Stimmen: In der akademischen Fachdiskussion wird das Vorenthalten von Nähe durchaus problematisiert und die Notwendigkeit körperlicher und emotionaler Zuwendung für die seelische Entwicklung anerkannt. Auch in der Handreichung »Prävention von sexualisierter Gewalt an Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen«, herausgegeben von der Kommission für Erziehung und Schule der Deutschen Bischöfe (2011), heißt es: »Bei der Gestaltung von alltäglichen Beziehungen kann es nicht pädagogisches Ziel sein, dass Berührungen tabuisiert werden. Körperkontakt entspricht dem existentiellen menschlichen Bedürfnis nach Nähe, Ausdruck und Anerkennung«. Doch damit ist das Problem noch lange nicht gelöst, denn es geht ja »nicht um Nähe oder Distanz an sich, sondern um ein jeweils als ›richtig‹ empfundenen Maß von Nähe und Distanz« (Dörr & Müller, 2012a, S. 7). Gefordert wird deshalb gemeinhin eine »Angemessenheit« in der Beziehungsgestaltung. Doch was ist »angemessen«? Wer bestimmt darüber und was müssen Pädagog*innen, die es »richtig« machen wollen, dafür tun?

Ich versuche dem Begriff in diesem Buch näherzukommen und die Mitarbeiter*innen aus pädagogischen Einrichtungen damit zu unterstüt-

zen, der berechtigten, aber unscharfen Forderung nach »Angemessenheit« zu entsprechen. Dazu müssen wir zunächst die Logik der Verbotsmoral infrage stellen. Wir sollten aus der Unmoral der fürchterlichen Geschehnisse bei den Regensburger Domspatzen, an der Odenwaldschule und an unzähligen anderen Einrichtungen nicht ableiten, dass wir emotionale und körperliche Nähe fortan aus der pädagogischen Arbeit ausklammern. Wenn wir der missbräuchlichen und gewaltvollen »Nähe« in einer Pendelbewegung nun ein »Distanz-Dogma« gegenüberstellen, droht uns eine neue Unmoral: Den Adressat*innen würde eine Nähe vorenthalten, die sie für ihre Entwicklung dringend benötigen. Das scheint auch nicht angemessen.

Mir leuchtet zwar ein, dass Distanz anmahrende Vorschriften für verunsicherte Pädagog*innen sehr orientierungsstiftend und entlastend sein können, aber ich frage mich, ob sie tatsächlich das Ausmaß des sexuellen Missbrauchs in Institutionen reduzieren können. Sicher könnten Adressat*innen sich auf solche Regeln berufen und sich deshalb gestärkt fühlen, unangemessene Annäherungen von Pädagog*innen zu melden. Aber ist das nicht eher eine Frage einer gelebten Beschwerdekultur in Einrichtungen als eine Sache von Verhaltensrichtlinien? Auf jeden Fall steht die Pauschalität solcher Vorschriften einem sehr wichtigen Aspekt entgegen: »Angemessen« ist, was die Adressat*innen *für ihre Entwicklung* von uns an fürsorglicher Zuwendung oder respektvoller Distanz benötigen. Unser gesamtes pädagogisches Handeln muss sich an dieser zentralen Maßgabe ausrichten. Bestünde ansonsten nicht die Gefahr, dass wir die ganze Zeit um uns selbst kreisen?

»Welche Nähe oder welche Distanz in welcher Beziehung ist für welchen Menschen zu welchem Zeitpunkt entwicklungsförderlich oder entwicklungshemmend?« – so lautet meines Erachtens die Kernfrage, die wir uns auf der Suche nach dem angemessenen Abstand stellen müssen. Anders ausgedrückt: Der (Schieds-)Richter bei der Frage nach dem richtigen Maß ist nicht die gerade populärste Expertenmeinung, sondern der Entwicklungsprozess des-/derjenigen, um dessen/deren Wohl und Wohlergehen wir uns mit Herz und Verstand zu kümmern haben. Für manche Menschen ist es eine unglaublich wertvolle Erfahrung, wenn ihr Wunsch nach Distanz endlich einmal respektiert wird, andere hingegen sind emotional ausgehungert und benötigen unsere Nähe wie die Luft zum Atmen. Wir können nicht unabhängig davon, was unsere Adressat*innen für ihre Entwicklung benötigen, einen objektiv »richtigen« Abstand definieren. Was für den Einen gut und richtig ist, kann dem Anderen schaden. »Mit gut

gemeinten Ratschlägen, die im Rasenmäherprinzip über die komplexe Realität hinweggehen, wird man weder pädagogischen Erfordernissen noch komplexen Moralfragen gerecht« (Sielert & Schmidt, 2012, S. 147).

Komplexe Realitäten und Moralfragen

Was antworten wir nun dem jungen Kollegen, der dem jugendlichen Mädchen einen Tee kochte und sich auf ihre Bettkante setzte? *Ja*, das Bett gehört zu der Intimsphäre, natürlich dürfen wir uns dieses Raumes nicht einfach bemächtigen. Wir müssen im Gegenteil sehr achtsam und sensibel mit dem persönlichen und intimen Raum unserer Adressat*innen umgehen. Aber *trotzdem* kann sein Handeln genau richtig gewesen sein, wenn – stark vereinfacht ausgedrückt – seine Nähe der Jugendlichen in diesem Augenblick gut tat und der Mitarbeiter ganz allein eben diese Absicht verfolgte.

Wenn sich Pädagog*innen von der Angst, den Adressat*innen »zu nahe kommen« zu können, lähmen ließen und wenn sie sich in ihrem Beziehungshandeln auf Paragraphen bezögen statt darauf, was der individuelle Entwicklungsprozess benötigt, dann könnte das heilsame Potenzial unserer Arbeit nicht vollends entfaltet werden. Doch wer kann schon mit letzter Sicherheit wissen, was der Entwicklungsprozess des Adressaten benötigt und welche Folgen sein pädagogisches Beziehungshandeln für diesen haben wird? Wer mutig ist und sich auf nahe Momente und Beziehungen einlässt, der/die wird in manchen Momenten etwas tun, was er/sie oder die Kolleg*innen im Nachhinein als Fehler bezeichnen werden. Das ist unvermeidlich. Grenzen, die ein »angemessen nahe« von einem »zu nahe« unterscheiden, werden intersubjektiv abgesteckt und konstituieren sich oft erst im Moment des Beziehungsgeschehens, denn: »In diesen Auseinandersetzungen bilden sich ja viele Abgrenzungen erst« (Schmauch, 2011, S. 48). Doch natürlich können wir mehr oder weniger sensibel für diese unsichtbare Grenze sein und das angemessene Maß entsprechend feinfühlig erspüren. Genau dazu möchte dieses Buch beitragen.

Unabhängig davon, welches Maß an Nähe wir herstellen, müssen wir unser Handeln fachlich begründen können – das gebietet unsere Professionalität. Der Pädagoge aus dem genannten Beispiel sollte erklären können, warum die Nähe zu der Jugendlichen seiner Meinung nach ethisch vertretbar und der Entwicklung des Mädchens zuträglich war. Wer das Handeln des Kollegen missbilligt, der sollte klar benennen, wodurch er in dieser Sequenz den Entwicklungsprozess der Jugendlichen gefährdet sieht oder welchen moralischen Vergehens sich der Pädagoge schuldig gemacht hat.

Statt eines Korsetts starrer oder trivialer Dienstanweisungen braucht professionelles Beziehungshandeln *differenzierte fachliche Abwägungen* sowie *ethische Leitplanken*. Das sind – wie gesagt – komplexe Fragen, die sich auch im folgenden Fallbeispiel auf tun:

*In einer therapeutischen Wohngruppe für Kinder stritten sich zwei Mitarbeiter*innen in der Teamsitzung über den richtigen Umgang mit einem neunjährigen Jungen. Dieser Junge zeigte ein sehr impulsives, rastloses, dabei oft fremd- und autoaggressives Verhalten. Dabei schrie und fluchte er sehr ausdauernd und ließ sich weder verbal noch körperlich beruhigen. Trotz aller Bemühungen ließen sich diese extrem lang anhaltenden Erregungszustände über Monate hinweg nicht abmildern und die Mitarbeiter*innen wussten sich kaum noch zu helfen. Der Streit in der Teamsitzung entzündete sich daran, dass eine erfahrene und in der Festhaltetherapie nach Jirina Prekop ausgebildete Kollegin den Jungen während eines solchen impulsiven Ausbruchs über einen Zeitraum von 20 bis 25 Minuten festhielt. Der Kollege, der mit im Dienst war, fand das Vorgehen erschreckend invasiv und bezeichnete es in der Teamsitzung als Freiheitsberaubung.*

Beide Mitarbeiter*innen konnten ihre Haltung fachlich gut begründen. Die festhaltende Kollegin hatte ihre liebevolle Grundhaltung dem Jungen gegenüber nicht verloren, sodass mir das Festhalten nicht wie eine aggressiver Akt erschien. Aber war die körperliche Nähe, die sie herstellte, »angemessen«? Der Kollege schilderte den Widerstand des Kindes so plastisch, dass ich die Verwendung der Begriffe Freiheitsberaubung, »Brechen des Willens« und Gewaltanwendung gut nachvollziehen und nachempfinden konnte. Als Vorgesetzter sollte ich nun die Rolle des Schiedsrichters einnehmen und festlegen, ob die Kollegin richtig oder falsch gehandelt habe bzw. ob der Kollege ihre Intervention also zu Recht oder zu Unrecht anprangerte.

War das Festhalten »zu nahe« oder war es fachlich geboten? Vielleicht sogar beides? Wenn beides nachvollziehbar ist, wie kann der Widerspruch aufgelöst werden? Unbestreitbar ist die Festhaltetherapie eine massive Intervention und wird oft scharf kritisiert (persönlich teile ich auch die Einschätzung vieler Kolleg*innen, dass das Festhalten traumatisierende Ausmaße annehmen kann), aber ihre theoretischen Hintergründe und ihre Anwendung sind nicht völlig abstrus. Auch in der Erziehung meiner eigenen Kinder habe ich manchmal über einen längeren Zeitraum festgehalten, wenn ich der Auffassung war, körperlich Halt und Begrenzung vermitteln zu müssen. Erregte Kinder sind über Sprache nicht immer zu erreichen.

Ist das Zwang? Ja, aber ist es deswegen gleich unmoralisch oder unprofessionell? Vieles sprach dafür, dass in der therapeutischen Wohngruppe der Zeitpunkt für diese Intervention gekommen war, nachdem sich das »haltlose« Verhalten des Jungen über Monate hinweg manifestiert hatte und sowohl der Junge selbst als auch die Mitarbeiter*innen sehr unter dem Ausdruck dieser Haltlosigkeit litten. Man hätte es vielleicht als eine Art unterlassene Hilfeleistung werten können, nicht alles zu versuchen, was dem Jungen Halt und Sicherheit geben könnte. Wie, wenn nicht durch Formen der Nähe, kann denn ein Kind die Fähigkeit entwickeln, sich selbst zu beruhigen?

Die Frage, ob das Festhalten also eine fachlich vertretbare pädagogische Maßnahme oder eine massive Grenzüberschreitung war, ließ sich nicht so ohne Weiteres beantworten. Dies, zumal eine psychiatrische Einweisung gegen den Willen des Jungen – worauf es hinauszulaufen drohte – sicherlich keine weniger »gewaltige« Intervention gewesen wäre, nur dass eben die herbeigerufenen Rettungssanitäter und nicht wir den Jungen festgehalten hätten.

Ich hatte in der Kontroverse zwischen den beiden Teammitgliedern Verständnis für beide Positionen – und ich habe mich trotz des Dissens sehr darüber gefreut, dass wir diese Diskussion überhaupt führten: Sie hat uns dabei geholfen, unsere Sinne für die Belange und die Bedürfnisse des Jungen (aber auch für unser eigenes Tun) zu schärfen.

Macht und Würde

In dem Fallbeispiel offenbart sich ein Aspekt des Themas Nähe-Distanz-Regulation, der nicht immer ausreichend reflektiert wird: Die Verantwortung und die Macht, Angemessenheit zu definieren, liegen bei uns. Anders als in nicht-hierarchischen Beziehungen bestimmt nur eine/r der Interaktionspartner*innen die Regeln: Die Pädagog*innen konstituieren den Rahmen, in dem sich das Beziehungshandeln abspielen soll. Ich plädiere in diesem Buch dafür, in pädagogischen Einrichtungen einen möglichst großen Rahmen herzustellen, der dem Entwicklungsprozess der Adressat*innen gleichermaßen durch intensivere Nähe sowie auch durch das Einhalten einer respektvollen Distanz gerecht werden kann. Das ist aber kein Plädoyer für Beliebigkeit oder Willkür. Es erfordert im Gegenteil sehr verantwortungsvolle Mitarbeiter*innen, die sich ihrer Macht und ihrer moralischen Verantwortung bewusst sind: Das Festhalten eines Kindes muss das Wohl des Kindes intendieren. Nur wenn die Pädagogin

aus einem fürsorglichen, liebevollen Impuls heraus handelt und nicht unter dem Deckmantel eines vorgeblich teoriengeleiteten Vorgehens lediglich ihre Macht demonstriert, ist ihr Handeln legitim. Dazu muss sich noch ein weiterer Aspekt gesellen: Ihr Handeln muss die Würde des Kindes wahren. Der Begriff der Würde ist in Fragen der pädagogischen Beziehungsgestaltung nach meinem Dafürhalten von zentraler Bedeutung. Man begrenzt einen Adressaten anders, wenn man als innere Haltung verinnerlicht hat, seine Würde nicht gefährden zu wollen. Wir sollten zudem nicht vergessen, dass die Würde der meisten unserer Adressat*innen im Laufe ihres Lebens massiv beeinträchtigt oder gar zerstört worden ist – und daraus die Wiederherstellung und Wahrung dieser Würde als oberste Priorität in der Praxis unserer Beziehungsgestaltung ableiten. Wie können wir den Adressat*innen in diesem Sinne begegnen? Es lohnt sich, den Begriff für unsere Arbeit als Pädagog*innen etwas genauer unter die Lupe zu nehmen. Unverzichtbar war für mich in diesem Zusammenhang das Buch *Eine Art zu leben. Über die Vielfalt menschlicher Würde* des Schweizer Philosophen Peter Bieri (2015), das ich jedem philosophisch interessierten Leser sehr ans Herz legen möchte. Bieri beschreibt Würde darin als eine Lebensform, als eine Art, wie Menschen miteinander umgehen sollten.

Mein persönlicher Zugang zum Thema dieses Buches

Ein weiterer zentraler Begriff neben der Würde ist in diesem Buch der »Takt«. Ich bin vor Jahren (vgl. Volmer, 2014) auf den Takt als beziehungsregulatorisches Prinzip gestoßen und konnte in Vorträgen und Seminaren feststellen, dass die Kolleg*innen viel mit dem Terminus anfangen konnten. Diese Resonanz hat mich ermutigt, den eher intuitiv verwendeten und verstandenen Begriff zu definieren und für unsere pädagogische Beziehungsarbeit fruchtbar zu machen. Könnte der Takt vielleicht dazu beitragen, das angemessene Maß an Nähe und Distanz zu bestimmen?

Ich bin allerdings nicht der Erste, der dem Takt einen hohen Stellenwert in der pädagogischen Beziehungsgestaltung einräumt (vgl. in der neueren Literatur insbesondere Gödde & Zirfas, 2012b), und überhaupt ist die Frage noch nicht beantwortet, warum der reichhaltigen und geistreichen Literatur zur Nähe-Distanz-Thematik noch ein weiteres Buch hinzugefügt werden sollte: Ich hatte den Eindruck, dass in den Veröffentlichungen zwischen den teilweise vielleicht etwas schwer zugänglichen wissenschaftlichen Publikationen, der Ratgeberliteratur und der zumeist aufgeregt geführten öffentlichen Debatte noch eine Lücke klappte. Deshalb habe ich

mich bemüht, meinen Text mit vielen Fallbeispielen¹ aus dem pädagogischen Alltag zu versehen und ihn lebendig und gut lesbar zu formulieren, aber dieses schwierige Thema auch nicht zu banalisieren. Der Fokus auf die Praxis und die Breite der Themen bedingen naturgemäß eine Vernachlässigung der Theorie: Höchsten wissenschaftlichen Ansprüchen kann dieses Buch daher sicher nicht an jeder Stelle genügen.

Da ich fast mein ganzes Berufsleben als Pädagoge, Therapeut und Supervisor in stationären Einrichtungen verbracht habe, stammen meine Praxisbeispiele überwiegend aus diesem Setting und hier insbesondere aus dem Bereich der Kinder- und Jugendhilfe. Ich bin der Meinung, dass das Nachdenken zum Beispiel über die Frage, wie in professionellen Beziehungen die Würde der Adressat*innen gewahrt wird, auch für den Bereich der Alten-, Behinderten- und Krankenpflege bedeutsam ist. Ebenso denke ich, dass viele Gedanken aus dem Buch auch für den nicht-stationären Bereich von Relevanz sind. Dennoch kann das richtige Maß an Nähe und Distanz nicht unabhängig von den Kontextvariablen ermittelt werden: Die Spezifika des Settings müssen bei der Suche nach der Angemessenheit der jeweiligen Nähe-Distanz-Regulation zwingendermaßen berücksichtigt werden. Wer das immer mitdenkt, kann die Überlegungen in dem Buch sicherlich auf seinen eigenen Arbeitskontext beziehen.

Zielgruppe des Buches

Ich richte mich mit diesem Buch sowohl an Pädagog*innen, die »an der Basis« tätig sind, als auch an Führungskräfte, die für den Rahmen und für den »Geist« der pädagogischen Arbeit Verantwortung tragen. Die »Basismitarbeiter*innen« möchte ich dabei unterstützen, Distanz zu ihrem »täglichen Brot« des Beziehungshandelns zu gewinnen und dieses entlang theoretischer Überlegungen zu reflektieren, um dann mit einer erhöhten Sensibilität in die Praxis zurückzukehren. Vielleicht kann das Lesen des Buches auch dazu beitragen, eigene Positionen und Haltungen zu fundieren und sich mit der damit gewonnenen Sicherheit ermutigt zu

1 Bei Fallbeispielen muss der Spagat gelingen, die Anonymität der Beteiligten zu wahren (alle Namen aus den Beispielen sind geändert) und gleichzeitig den Charakter der Situation nicht zu verfälschen. Gerade wenn Nuancen entscheidende Unterschiede machen, ist das nicht so einfach. Ich bitte vorausseilend um Entschuldigung, sollten sich trotz größter Mühe doch einzelne Adressat*innen oder Kolleg*innen erkennen und dabei unangenehm berührt fühlen. Das ist nicht meine Absicht.

fühlen, stärkeren Einfluss auf die konzeptionelle Arbeit der Einrichtung zu nehmen. Im Hinblick auf Leitungskräfte freue ich mich, wenn meine Überlegungen ihrer Sicht auf Fragen der Beziehungsgestaltung neue Facetten hinzufügen können und sie ihre Mitarbeiter*innen dadurch noch kompetenter im Umgang mit diesem Thema begleiten können. Im Idealfall fördert das Buch den Austausch der Perspektiven zwischen den Pädagog*innen an der Basis und jenen in der Leitung im gemeinsamen Streben nach pädagogisch verantwortlicher Beziehungsgestaltung.

Zielsetzung des Buches

Es hätte viele gute Gründe gegeben, bei einem Buch über Beziehungsgestaltung in pädagogischen Einrichtungen einen starken Bezug zur Bindungstheorie herzustellen. Es wäre auch denkbar gewesen, die Nähe-Distanz-Problematik unter dem Aspekt der Prävention sexuellen Missbrauchs zu thematisieren. Allerdings gibt es, wie zuvor erwähnt, dazu schon sehr viele und vor allem auch sehr gute Bücher, die einen Praxisbezug aufweisen. Ich habe mich deshalb dafür entschieden, über die Begriffe der Würde, des Taktes, der Grenzen und der Berührungen eher die ethische und die ästhetische Dimension des Themas aufzugreifen. Die Bedeutung von Ästhetik im interaktionellen Zusammenhang findet sich in unserem Sprachgebrauch wieder, wenn wir Gespräche oder Beziehungen als »schön« bezeichnen: Wir kennzeichnen damit die besondere Nuanciertheit einer Begegnung, die höchste Form der Angemessenheit. Schönheit in Beziehungen ist das Ergebnis vollendeten Taktes.

Mir ist wichtig zu betonen, dass ich bei alledem keinen Anspruch darauf erhebe, eine Formel oder Rezeptur für »Angemessenheit« in der Nähe-Distanz-Regulation gefunden zu haben. Weder kann ich eine allgemeingültige Lösung für das Nähe-Distanz-Dilemma präsentieren noch will ich Verhaltensratschläge erteilen. Ich möchte lediglich dabei helfen, dass Pädagog*innen das richtige Maß an Nähe und Distanz künftig *selbst herausfinden können*. Das Buch soll dazu beitragen, ein (noch) feineres Gespür für die in ihrem beruflichen Kontext angemessene Beziehungsgestaltung zu entwickeln. Diesem Ansinnen versuche ich durch folgende Struktur gerecht zu werden.

Die Struktur des Buches

Im zweiten Kapitel komme ich auf die rechtlichen und ethischen Rahmenbedingungen pädagogischen Beziehungshandelns zu sprechen. In der

Hektik und im Trubel des beruflichen Alltags droht das Bewusstsein für die ethischen Grundpfeiler und für den fachlich-rechtlichen Auftrag unserer Arbeit verloren zu gehen. Hier ist mir besonders die Rückbesinnung auf den Erhalt der Würde der Adressat*innen ein zentrales Anliegen. Anhand eines ausführlichen Fallbeispiels wird die Relevanz dieser Dimension veranschaulicht.

Im dritten Kapitel greife ich das Sprachbild von Nähe und Distanz auf: Damit können zwar nicht alle relevanten Phänomene pädagogischer Beziehungen beleuchtet und erklärt werden, es bildet aber ein hilfreiches Konstrukt, um die Frage nach der Angemessenheit sprachlich besser fassen zu können. Dafür fächere ich das Kontinuum von Nähe und Distanz mithilfe eines Schaubilds auf. Am Ende des dritten Kapitels schlage ich den Takt als Nähe und Distanz regulierendes Richtmaß vor.

Das vierte Kapitel widmet sich der Metaphorik der Grenzen. Die massiven Grenzverletzungen von Pädagog*innen gegenüber Adressat*innen – und umgekehrt – erfordern eine Beschäftigung mit der Frage, was persönliche Grenzen sind, wie sie verlaufen und was sie schützen sollen. In dem Zusammenhang wird auffallen, dass die Forderung nach Wahrung der Grenzen auf den ersten Blick sehr verständlich erscheint, der Komplexität pädagogischen Handelns aber nicht genügen kann: Bedeutsame Begegnungen zwischen Menschen verdanken ihre Bedeutsamkeit nämlich oftmals dem Umstand, dass sie sich jenseits der bisherigen Grenzen ereignen.

Im fünften Kapitel geht es um emotionale und körperliche Berührungen. Ich möchte sowohl die Notwendigkeit angemessener Berührungen verdeutlichen als auch Merkmale gelingender und misslingender Berührungen herausarbeiten. Dem Begriff der »Stimmigkeit« von Nähe wird dabei ebenso nachgegangen wie der Frage, was unter einer »korrigierenden« Berührung zu verstehen ist.

Im sechsten Kapitel versuche ich mich an einer systematischen Betrachtung, wo mögliche Fallstricke für angemessenes, taktvolles Beziehungshandeln in pädagogischen Einrichtungen liegen könnten. Dabei greife ich die erschwerenden Bedingungen aufseiten der Adressat*innen (insbesondere unter dem Gesichtspunkt von Bindungstraumatisierungen), der Pädagog*innen und der Einrichtungen auf und stelle fest, dass es der Takt in Institutionen nicht immer leicht hat.

Im Schlusswort wende ich mich an die Leser*innen mit einer kurzen Ermutigung, dennoch mehr »taktvolle Nähe« zu wagen.